Einladung

zu der

öffentlichen Prüfung

der

unteren Klassen des Rathsgymnasiums,

welche am

Mittwoch den 19. März und Donnerstag den 20. März

im

Hörsaale des Gymnasiums

stattfinden wird.

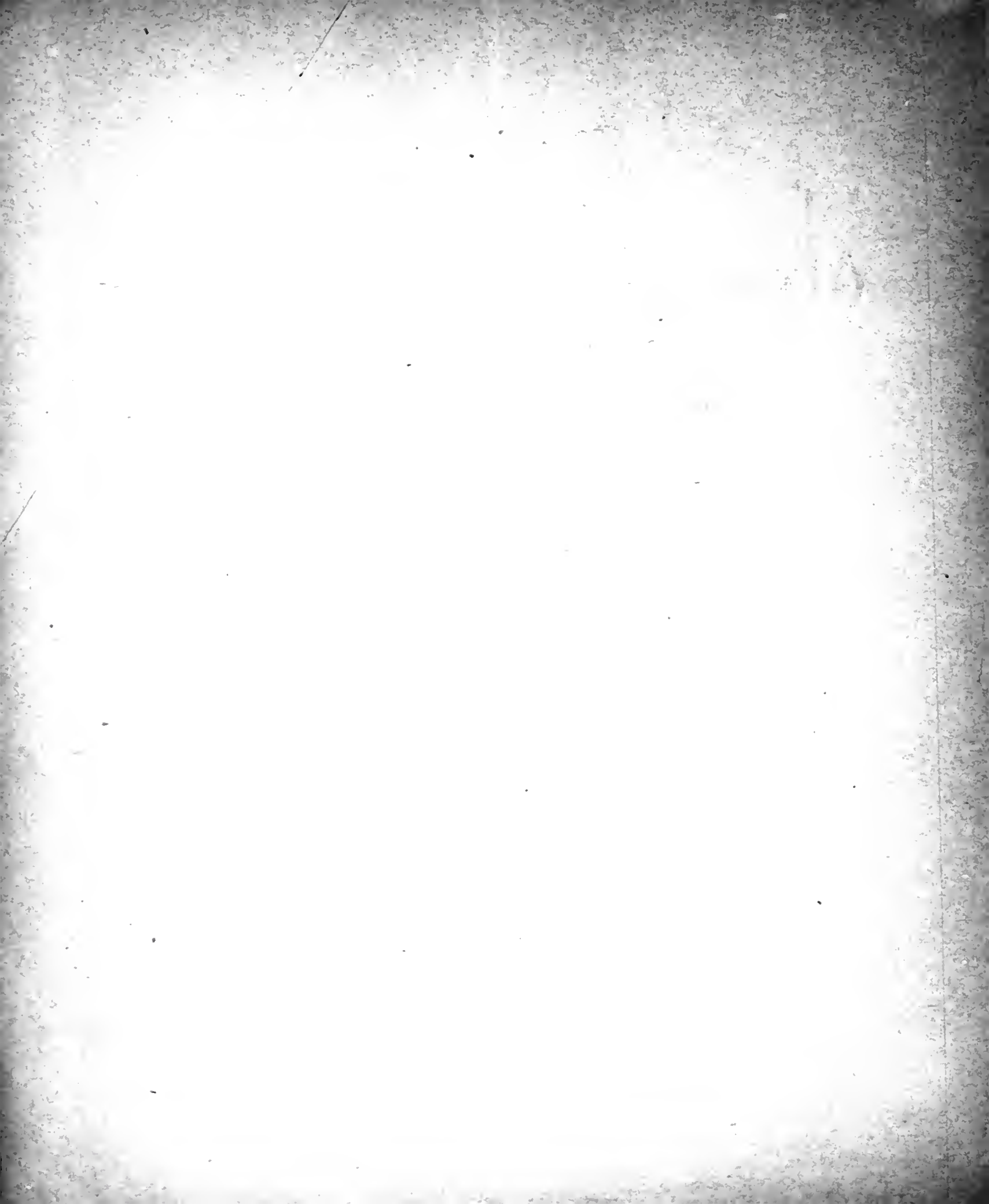
Inhalt:

1. Zur Kritik und Erklärung einiger Oden des Horaz.
2. Schulnachrichten vom Director H. Runge.

Osnabrück.

Druck von J. G. Kisling.

1871.



Zur Kritik und Erklärung einiger Oden des Horaz.

(I, 2; II, 13; II, 14.)

Die kühne Kritik, welche Hofmann-Peerlkamp vor beinahe 40 Jahren an den Oden des Horaz geübt hat, ist neuerdings von Lehrs in seiner Ausgabe des Horaz wieder aufgenommen, theils modificiert, theils weiter geführt. Die Arbeit eines so scharfsinnigen Gelehrten bietet natürlich eine reiche Fülle anregender Bemerkungen. Aber je mehr diese Kritik, welche die überlieferte Gestalt der Gedichte nur so weit bestehen lässt, als sie den ästhetischen Forderungen des Kritikers entspricht, subjectiv ist und sein muss: um so mehr werden ihre Resultate, die negativen sowol wie die positiven, mit Vorsicht geprüft werden müssen. Das will ich im Folgenden an ein paar Oden versuchen. —

Carm. I, 2.

Lehrs scheidet aus v. 5—12, 17—24, 37—40. Dann ist der Gedankengang dieser:

„Genug hat Jupiter mit Schnee und Hagel die Erde heimgesucht, genug mit Donner und Blitz, der die heilige Burg (das Capitol mit seinen Tempeln) traf, die Stadt geschreckt (v. 1—4). Der überfluthende Tiber hat mit reissendem Strome die Königsburg und den Tempel der Vesta bedroht (13—17). Wen soll nun das Volk herbeirufen als Helfer in dem drohenden Sturz des Reichs *(ruentis imperi rebus)*? wie sollen die Priesterinnen die Vesta erweichen (25—28)? Wem wird Jupiter die Sühnung des Frevels übertragen *(partes scelus expiandi)*? Komm endlich, Apollo, oder Venus oder Mars (29—36); oder wenn du, Mercurius, in der Gestalt eines Jünglings als Rächer Cäsars gekommen bist: dann weile lange unter uns trotz unsrer Sünden; lass dir Triumphe gefallen, lass dir gefallen, Vater des Vaterlandes genannt zu werden, und lass die Meder nicht ungestraft unsre Grenzen verletzen!" —

Bei dieser Gestalt des Gedichtes bleibt zunächst dunkel die Bedeutung der Worte *ruentis imperi rebus* (25), noch mehr das *scelus* (29). *Scelus* bedeutet bei Horaz schwerlich etwas andres als „Verbrechen, Frevel"; auf welchen Frevel ist nun in den vorhergehenden Versen hingewiesen? sollen wir uns begnügen zu sagen: „jene Naturereignisse verkünden den Zorn Jupiters; also muss irgend ein Frevel begangen sein, welcher Sühnung verlangt"? Freilich Plautus, Terenz, Martial gebrauchen *scelus* in dem Sinne von „Unheil", und Plinius nennt Erdbeben und Ueberschwemmungen *scelera naturae*. Aber zugegeben auch, was nicht

zuzugeben ist, dass der Lyriker das Wort in diesem Sinne gebraucht habe, bedarf es denn, um ein solches *scelus* zu sühnen, neben dem Aufgebot aller menschlichen, religiösen Sühnmittel (25—28) auch des unmittelbaren Eingreifens eines Gottes? ist die Noth so gross, das *imperium* dem Untergange so nahe, dass der ganze Olymp zu Hülfe gerufen werden muss? Eine Tiberüberschwemmung, ein „übrigens, wenn auch nicht immer in gleichem Grade und unter gleichem Unwetter, nicht seltenes Ereignis“ (so Lehrs) treibt den Dichter zu solchem Nothschrei? und um ihretwillen soll Mercur in menschlicher Gestalt lange unter dem Volke verweilen trotz dessen Sünden (47), soll es sich gefallen lassen, *Caesaris ultor* (44), *pater* und *princeps* (50) genannt zu werden? In der That, alle diese Gedanken, die flehentlichen Bitten, die ganze zweite Hälfte des Gedichtes ständen in gar keinem Verhältnis zu dem Anlass, den nach Lehrs der Dichter in den beiden ersten Strophen v. 1—4 und 13—16 darlegt. Während Lehrs das Gedicht von einigen wirklichen oder vermeintlichen Fehlern der Ausführung zu befreien sucht, bürdet er ihm einen viel schlimmeren auf, den Mangel an Motivierung der wesentlichsten Gedanken. Soll der Hülferuf des Dichters Sinn haben und nicht eine leere Phrase sein, so muss eine grosse Noth der Stadt und des Staates vorausgesetzt werden, und der Dichter darf uns darüber nicht im Unklaren lassen. Sollen die drei letzten Strophen irgend welche Beziehung haben, so müssen sie auf die Bürgerkriege zurückweisen, und der Dichter darf diese als den eigentlichen Grund aller Noth und Gefahr nicht unerwähnt lassen. Daraus folgt zunächst, dass der Gedanke der sechsten Strophe (21—24) nicht fehlen darf, mag die jetzige Gestalt der Strophe nun echt sein oder die ursprüngliche Form verdrängt haben. Es folgt ferner, dass der Dichter wol nicht unweise gehandelt haben würde, wenn er das Naturereignis, welches der nächste Anlass zu seinem Gedichte ist, nicht als ein ziemlich gewöhnliches behandelt, sondern mit solchen Zügen der Gewalt und des Schreckens geschildert hätte, dass die Leser empfinden, ein solches Ereignis verkünde grosses Unheil, grossen Zorn der Götter, einen Zorn, der in grosser Schuld des Volkes seinen Grund hat. Ob dieser Eindruck durch die beiden Strophen, welche Lehrs aus der ersten Hälfte des Gedichts stehen lässt (1—4 und 13—16), erzielt wird, lässt sich wol bezweifeln. In der überlieferten Form dienen diesem Zwecke die 2te und 3te Strophe (5—12), und mögen sie nun von Horaz sein oder nicht, der Gedanke, aus welchem sie hervorgegangen sind, ist so sehr ein berechtigter, dass, wenn wir sie streichen, eine empfindliche Lücke entsteht. —

Prüfen wir nun die Gründe, welche Lehrs gegen die angefochtenen Strophen vorgebracht hat. Str. 2 und 3. — „Eine Tiberüberschwemmung . . . schreckt nicht nur die Stadt und die nächste Gegend, sondern gleich die „Völker“ und zwar befürchten sie gleich davon eine Deukalionische Wasserfluth. Und diese Befürchtung ist hier ausgesprochen und geschildert, ehe noch überhaupt die Ueberschwemmung erwähnt ist, was erst v. 13 geschieht.“

Freilich ist die Ueberschwemmung erst v. 13 erwähnt; aber darf der Dichter der Phantasie seiner Leser nicht zumuthen, dass sie bei den Schnee- und Hagelschauern (1. 2.) an die Ueberschwemmung denke, die ihnen alsbald gefolgt ist? Ist der Gedanke so absurd, ein grausiges Unwetter durch eine Erinnerung an die Sündfluth zu schildern? ist das mehr als eine Hyperbel, die selbst der prosaischen Ausdrucksweise nicht so fremd ist? Und wenn Jupiter mit diesem Unwetter Landstrecken heimgesucht hat *(terris misit)*, kann er dann nicht auch die Völker *(gentes)* in Furcht gesetzt haben? Wer sagt uns denn, dass das Un-

wetter sich auf Rom beschränkt, dass es nicht weite Strecken Italiens betroffen habe? „Lange genug hat das Unwetter gedauert, als sollte die Deukalionische Fluth sich erneuern; wir haben (bereits) den Tiber seine Ufer durchbrechen, Königspalast und Tempel bedrohen sehen.“ In diesem Gedanken ist nichts widersprechendes, auch kein „unmöglicher Antiklimax.“

Aber „die Schilderung der Deukalionischen Fluth in gesuchten und kleinlichen Zügen ist läppisch und abgeschmackt.“

Man kann zugeben, dass sie unserem Geschmacke nicht entspricht, (wie denn auch mehrere Kritiker an ihr Anstoss genommen haben), ohne solche Absurditäten in ihr zu finden, wie Lehrs ihr vorwirft.

„Die Fische wohnen auf den Ulmen . . Schwimmen sie nicht nach wie vor in ihrem Wasser-Element?“ Der Dichter sagt *summa haesit ulmo,* und er sagt damit so ziemlich dasselbe wie Ovid Met. I, 296: *hic summa piscem deprendit in ulmo.*

„Und die furchtsamen *dammae* schwimmen in dem Meere. Wie es auch mit ihrer Schwimmkunst beschaffen gewesen sein mag, sie werden es wol nicht weit bringen.“ — Gewiss nicht; aber sagt das etwa der Dichter? Das *pavidae,* das wol nicht blosses epitheton ornans ist, scheint eher darauf hinzudeuten, dass sie ihren nahen Untergang fühlen, und nicht minder das *superjecto aequore,* zu dem Lehrs bemerkt: „sie schwimmen gar in dem über sie geworfenen Meer, sie schwimmen unter dem Meer. Was ein vernünftiger Mensch nennt: sie ertrinken in dem sie überfluthenden Meer.“ Vielleicht sind die Worte so unvernünftig nicht. Die Fluth hat die Thiere erfasst; eine Welle ergiesst sich über sie (und darum eben sind sie *pavidae)*; in der Todesangst schwimmen sie, so gut und so lange sie es eben vermögen.*) Dass das contra naturam wäre, wüsste ich nicht; ob es poetisch ist? gewiss poetischer, als wenn der Dichter die todten Körper auf den Wellen umhertreiben liesse; das wenn auch machtlose Ringen der schwachen Thiere mit dem Element ist jedenfalls ein lebendigeres, die Phantasie mehr beschäftigendes Bild, und was Lessing von dem bildenden Künstler verlangt, dass er den Moment, welchen er darstellt, möglichst fruchtbar wähle, das gilt in gewissem Sinne auch von dem Lyriker, der nicht in epischer Breite erzählt, sondern einzelne Momente hervorhebend schildert.

Proteus omne pecus egit. — „Was soll denn, sagt Lehrs, die ganze Heerde?“ „Seine Heerde“ wird verlangt; „seine ganze Heerde“ ist ungehörig und störend.“ —

Warum denn? Die hohen Berge füllen sich mit den Ungethümen der Tiefe; selbst wenn wir, wie Lehrs will, nur an die Robben denken, die *deformes phocae* (Ovid Met. I, 300), so dürfte die Vortellung, welche das *omne* erregt, keineswegs ungehörig sein; aber ist es denn durchaus unzulässig, mit Orelli und andren alle die Ungethüme des Meeres der Heerde des Proteus zuzuweisen?

Endlich die Worte *nova monstra questae,* welche Lehrs matt und nichtssagend nennt, weisen hin auf die unerhörte Umkehr aller Ordnung der Natur *(nova monstra)* und auf den Jammer des Menschen, welcher der Zerstörung machtlos gegenübersteht.

---

*) Wenn Claudian, um das Unmögliche zu schildern, sagt: *Ante . . . per flumina dammae errabunt,* so beweist das gar nichts gegen die Möglichkeit der hier gegebenen Schilderung. Gewiss ist es eine Umkehr aller natürlichen Ordnung, wenn die Gemsen das Element des Wassers aufsuchen; aber ist die Deukalionische Fluth nicht eine Vernichtung jener Ordnung? Gerade das scheint der Dichter mit seiner Schilderung ausdrücken zu wollen, und damit erledigt sich auch wol die Frage Senecas (Quaest. nat. III, 27): *natari autem in diluvio et in illa rapina potest?*

So dürften denn die Ausstellungen, welche Lehrs gegen die beiden Strophen gemacht hat, doch nicht hinreichend sein, um ihre Unechtheit zu beweisen.

Gegen die 6te Strophe (21—24) macht Lehrs vor allem geltend, dass der Hauptbegriff fehle, die klare Bezeichnung des Bürgerkrieges. „Die Bürger haben ihre Schwerter geschliffen; die Bürger haben Schlachten geschlagen; da ist nicht gesagt, gegen wen?"

Dieser Einwand hat etwas bestechendes; aber der Anstoss wird sich wol beseitigen, wenn wir das *cives* in seiner vollen Bedeutung fassen; Bürger haben das Schwert geschliffen; im Kriege gegen auswärtige Feinde sind sie nicht Bürger, sondern Soldaten, nicht *cives*, sondern *milites;* und wenn nun dem *audiet cives acuisse ferrum* unmittelbar folgt: *audiet pugnas,* was sollen das anders für Kämpfe sein als *pugnae civium*, d. h. *bellum civile?*

Weiter aber fragt Lehrs, welchen Zusammenhang denn diese Strophe habe, „über den allerdings durch Wendung oder Partikel ein Anzeichen natürlich erscheinen dürfte."

Ich habe oben zu zeigen versucht, dass der Gedanke dieser Strophe nothwendig ist für den Zusammenhang des Gedichtes, eben der Gedanke, welchen Lehrs dem Interpolator zuschreibt: „Und in der That haben wir durch die Versündigung der Bürgerkriege solche Strafe verdient." Allerdings scheint auf den ersten Blick dieser Gedanke hier unvermittelt aufzutreten, und die Vermittelung fehlt in der That, wenn man mit Lehrs die 5te Strophe streicht. Ist sie nicht vielleicht in eben dieser Strophe enthalten? Der Tiberstrom hat die Königsburg und den Tempel der Vesta bedroht (Str. 4), um die schwer gekränkte Ilia, seine Gemahlin, zu rächen (Str. 5). Wodurch ist Ilia, die Mutter des Romulus, gekränkt? Durch die Frevel ihrer entarteten Nachkommen, durch die Bürgerkriege und Cäsars Ermordung. Und das ist's worauf die 6te Strophe hinweist. „Hören wird, dass Bürger das Schwert geschliffen, hören wird von Kämpfen die durch der Väter Schuld spärliche Jugend." Das durch Stellung und Wiederholung hervorgehobene *audiet* sagt, dass die Kunde von diesen Ereignissen nicht untergehen wird; es drückt damit die Grösse der Ereignisse selbst, die Grösse der Schuld aus. So wäre denn, wenn auch „ohne Partikel", doch „durch Wendung" wol ein Anzeichen des Zusammenhangs von dem Dichter gegeben. Aber freilich eben gegen jene 5te Strophe, in welcher wir diese Wendung finden, und gegen ihre Vertheidiger hat Lehrs den kritischen Bannstrahl so kräftig geschleudert, dass man Bedenken tragen muss, auch nur die schüchternste Einwendung zu erheben. „Ueber die 5te Strophe ist nur das zu sagen nothwendig, dass das *Jove non probante uxorius amnis* sie ganz sicher als unecht kennzeichnet, da dies im Widerspruch steht damit, dass Jupiter ja offenbar Unwetter und Flut zur Strafe absichtlich sendet, also mit solcher Ueberschwemmung gar sehr einverstanden ist."

Nichts scheint einleuchtender als diese Logik, und dennoch — in der auch von Lehrs nicht angefochtenen 8ten Strophe heisst es (29. 30): *cui dabit partes scelus expiandi Jupiter?* und wenn darauf unmittelbar folgt: *tandem venias precamur . . . . Apollo,* und in gleicher Weise Venus, Mars, Mercur angerufen werden, so ist es wol unzweifelhaft, dass jene Worte den Wunsch und die Hoffnung ausdrücken, Jupiter werde einen dieser Götter senden, um die Schuld zu sühnen und Rettung zu bringen — eine Hoffnung, die, wie die letzten Strophen des Gedichtes zeigen, ja zum guten Theil auch schon in Erfüllung gegangen ist. Darf aber der Dichter von demselben Jupiter, der das Unwetter zum Zeichen seines Zornes sandte, doch Rettung hoffen: so darf er auch wol dem Gedanken Raum geben, dass die Verwüstun-

gen, mit denen der Stromgott die ältesten und heiligsten Denkmäler Roms bedrohte, dem Willen des Göttervaters nicht entsprechen. Und noch eine andre Erwägung kann zu eben diesem Resultate führen. Der Strom hat sich gegen jene Denkmäler gewälzt; ihr Einsturz hat gedroht; aber sie sind erhalten. Wer hat sie gerettet? Jupiter, der des Stromgotts Beginnen nicht billigte. —

Die 10te Strophe steht mit dem Hauptgedanken des Gedichtes nicht in so engem, unauflöslichem Zusammenhang; wir würden sie entbehren können, ohne in der Entwickelung der Gedanken eine Lücke zu empfinden. Andrerseits bieten die Worte: *quem juvat — hostem*, wie auch Lehrs zugiebt, an sich der Phantasie ein natürliches und schönes Bild, und — füge ich hinzu — nach dem poetischen Schmucke, mit welchem der Dichter eben vorher die Erscheinung des Apollo und der Venus ausgestattet hat, dürfte die in v. 35. 36 enthaltene Anrufung des Mars doch etwas kahl erscheinen, wenn sie auch der Forderung der Deutlichkeit für römische Leser genügen mochte; das Gleichmass verlangt auch hier ein lebendigeres Bild, als mit dem blossen *auctor* gegeben wird.

Der Grund nun, aus welchem Lehrs trotzdem die Strophe für unecht hält, ist der innere Widerspruch, den der Dichter sich zu Schulden kommen lasse, wenn er erst den Mars als Stammgott der Römer anrufe, dem inneren Blutvergiessen ein Ende zu machen und Frieden zu bringen, und dann ihn an seine Kriegsgelüste erinnere, ihm den Spiegel seiner Kriegsfreuden vorhalte. „Mars hat sich bisher um die Römer nicht gekümmert. Dies mit dem ausdrücklichen „*neglectum genus*“ weist darauf hin, dass Horaz in diesem Augenblicke von ihm als Kriegsgott abstrahiert, ihn nur als wohlwollenden Stammgott denkt.“

Dagegen ist zu erinnern, dass eine Unterscheidung, welche von dem eigentlichsten Wesen des Gottes abstrahiert oder gar diesem widerspricht, doch grosse Bedenken hat; Mars bleibt immer Mars, ἆτος πολέμοιο; zum Friedensgott wird er nimmer. Ja eben als Gott des Krieges ist er der Stammvater der kriegerischen Römer; von ihm die Segnungen des Friedens zu erflehen, wäre für jeden alten Dichter wenig passend, am wenigsten für den Römer. Und fleht Horaz denn um Frieden? Um inneren Frieden fleht er, um Sühnung der Frevel des Bürgerkrieges; aber mit eben diesem inneren Frieden soll neuer Kriegsruhm gegen den auswärtigen Feind gewonnen werden. Darauf weisen schon in der von Lehrs freilich verworfenen 6ten Strophe die Worte: *quo graves Persae melius perirent;* darauf weisen ganz entschieden die Schlussverse des Gedichtes: *neu sinas Medos equitare inultos.* So ist in der That kein Grund vorhanden, den Mars hier nicht auch als Kriegsgott anzurufen. Die Bürgerkriege sind gegen seinen Willen geführt; ihre lange Dauer hat ihn mit Ueberdruss und Ekel erfüllt*); darum hat er sich abgewandt von seinen Nachkommen *(neglectum genus)*, natürlich wegen ihrer Frevel, aber warum nicht auch deshalb, weil eben diese Frevel sie hinderten, ihre Bestimmung zu erfüllen, den Ruhm der römischen Waffen über den Erdkreis zu tragen und „*debellare superbos.*“ Soll er nicht zürnen, wenn die Parther ungestraft römische Provinzen durchschwärmen? So mag der Dichter mit Fug und Recht nicht blos den wolwollenden Stammgott, sondern auch den kriegerischen Stammgott anrufen, allen inneren

---

*) In der Bedeutung des „Uebersättigens“ nicht des „Sättigens, Befriedigens“ ist *satiate* zu fassen. Ganz richtig bemerkt Hofmann-Peerlkamp: Mars, auctor gentis Romanae, cito satiari debet sanguine civili. Nimis longus erat illi vel brevissimus istius modi ludus. —

Fehden ein Ziel zu setzen. Die Worte „*quem juvat*“ sqq. stehen zu den vorhergehenden „*heu nimis longo satiate ludo*“ in Contrast, aber dieser Contrast ist von poetischer Wirkung, nicht voll inneren Widerspruchs. —

Unter den sonstigen von Lehrs vorgeschlagenen Aenderungen ist die zu v. 16: *templaque casta* (statt *Vestae),* natürlich unnöthig, wenn die beiden folgenden Strophen echt sind. Denn nur weil zwei unmittelbar auf einander folgende Strophen mit demselben Worte schliessen würden, *(templaque Vestae* und *carmina Vestam),* hat Lehrs emendiert.

Die Aenderung v. 31 *luce* (statt *nube)* ist ansprechend, aber nicht nothwendig. Lehrs sagt: „Die Götter kommen in Wolken gehüllt, um sich unsichtbar zu machen, d. h. dies ist eins der Mittel, welche sie dazu anwenden können. Wie kann Horaz dem Apollo vorschreiben, ob er sichtbar oder unsichtbar kommen soll? und wenn unsichtbar, welches Mittels er sich dazu bedienen soll?“ Das heisst meines Bedünkens Schwierigkeiten schaffen, wo keine sind. Soph. Ant. 1144. 45 ruft der Chor den Bacchus an: *μολεῖν καθαρσίῳ ποδὶ Παρνασίαν ὑπὲρ κλιτὺν ἢ στονόεντα πορθμόν*, und 1150: *προφάνηθ', ὦναξ, σαῖς ἅμα περιπόλοις Θυίαισιν.* Wollen wir da auch fragen: „Wie kann der Chor dem Gott vorschreiben, auf welchem Wege, ob mit oder ohne Begleitung er kommen soll? Der Dichter bittet den Gott zu kommen; da steht vor seiner Phantasie ein Bild des erscheinenden Gottes, und er giebt dieses Bild. Ist es doch des Dichters Art, seinen Gegenstand möglichst individuell zu bezeichnen, den Löwen als gaetulischen, den Eber als marsischen, Speere als maurische. Mag nun der Gott immerhin unter manchen andern Formen erscheinen können, soll das den Dichter hindern, ein bestimmtes Bild von ihm zu entwerfen, vorausgesetzt dass dieses Bild an sich angemessen und seinem augenblicklichen Zwecke nihct widersprechend ist? —

Wenn endlich Lehrs v. 52 *te duce, Caesar* für unmöglich erklärt, weil es ganz unvernünftig sei, dass der Dichter den Mercur, zu dem er drei Strophen gesprochen, nun plötzlich Caesar nenne: so kann ich in dieser Anrede nichts anders sehen, als den pointierten und am Schlusse des Gedichtes effectvollen Ausdruck des vorher angedeuteten Gedankens, dass Cäsar der Friedensbringer Mercurius selbst sei, den Ausdruck also der Identität Cäsars und Mercurs. Und damit ist denn der eigentliche Gedanke des Gedichtes ausgesprochen: „Du, Cäsar, bist von Jupiter gesandt, Roms alte Schuld zu sühnen, die alten Wunden zu heilen, drohendes Unheil abzuwenden und den alten Ruhm der römischen Waffen zu erneuern.“

Carm. II, 13.

Hofmann-Peerlkamp hatte dieses Gedicht unangetastet gelassen mit Ausnahme der ersten Strophe. Lehrs behält diese bei, scheidet aber mit Gruppe und andern die 3 letzten Strophen aus und nimmt ferner eine Versetzung der echten Strophen an; die richtige Reihenfolge sei: 1—3. 6. 7. 4. 5. Ohne Zweifel ist das besser als mit Gruppe auch Str. 4 und 5 zu tilgen. Doch sehe ich nicht ein, welchen Anstoss die gewöhnliche Reheinfolge giebt. Sehen wir zunächst von den 3 letzten Strophen ab, so zerfällt das Gedicht in 3 Abschnitte:

a) Str. 1—3. Ein ruchloser Verbrecher hat dich heillosen Baum gepflanzt, der mich, seinen Herrn, beinahe erschlagen hätte.

b) Str. 4. 5. Niemand weiss, wo Gefahren seiner warten; unverhofft rafft der Tod den Menschen hin.

c) Str. 6. 7. Wie wenig fehlte, dass ich ins Reich der Schatten hinabgestiegen wäre.

Der erste Abschnitt weist auf den Anlass des Gedichtes hin; der zweite enthält den allgemeinen Gedanken, welchen dieser Anlass in dem Dichter erregt, erläutert durch Beispiele, der dritte die Anwendung dieses Gedankens auf den Dichter.

Dieser Gedankengang scheint doch völlig logisch zu sein.

Die 3 letzten Strophen, eine Schilderung der mächtigen Wirkung, welche der Sappho und des Alcäus Gesang selbst in der Unterwelt übt, entsprechen wol nicht den Forderungen, welche wir an die Einheit eines Gedichtes zu stellen pflegen. Die Entscheidung über ihre Echtheit wird von der Beantwortung der Frage abhängen, ob diese Forderungen bei Horaz überall geltend zu machen sind, oder ob sich bei ihm auch Beispiele einer freieren oder loseren Composition finden, welche nicht alle Einzelheiten auf die Durchführung eines Hauptgedankens concentriert, sondern sich begnügt verwandte Gedanken mit einander zu verknüpfen, und daher auch einem untergeordneten Gedanken eine grössere Selbständigkeit giebt, ihn ausführt, ohne ihn schliesslich auf den Hauptgedanken zurückzuführen. Ich wage nicht diese Frage, welche einer eingehenderen Untersuchung bedarf, hier zu entscheiden, obwol ich glaube, dass sie zu bejahen ist. Für diejenigen aber, welche eine solche Licenz bei ihrem Dichter nicht dulden, will ich noch eine Vermuthung — aber auch nicht mehr — aussprechen, dass nämlich das Gedicht in zwei zu zerlegen sei, das erste Str. 1—5, das zweite Str. 6—10. Das erste würde dann mit dem allgemeinen Gedanken von der stäten Nähe des Todes abschliessen (vergl. oben); das zweite, gleichzeitig entstanden und in gewissem Sinne an das erste sich anlehnend, gienge wiederum von der Todesgefahr, in welcher der Dichter geschwebt, aus, um uns in die Unterwelt zu führen und in der Wirkung, welche der Sappho und des Alcäus Gesang auf die Schatten und selbst auf die Ungeheuer des Tartarus übt, die Macht des Gesanges, besonders des männlichen, patriotischen Liedes zu feiern — ein Trost für den Dichter, dass des Liedes Leben und somit auch sein Leben in der Unterwelt doch nicht erloschen wäre, und demnach ein Gegenstück zu der Klage des ersten Gedichtes.

Zum Schluss noch ein Wort über v. 18. 19: *catenas Parthus et Italum robur.* — Unter dem *Italum robur* verstehen die Herausgeber fast übereinstimmend das Tullianum zu Rom. Orelli und Nauck erwähnen die Erklärung: „italische Kerntruppen", um sie entschieden zu verwerfen. Und doch würde diese Erklärung uns einen schönen Contrast zu *celerem fugam Parthi* geben; die unerschütterlich ausdauernde Kraft des italischen Fussvolkes wäre der Beweglichkeit des flüchtigen Parthers entgegengesetzt, und diesem Contraste würde auch der Satzbau, die chiastische Wortstellung sehr wol entsprechen. Zudem wäre das Epitheton *Italum* bei dieser Erklärung doch wol bedeutungsvoller, als wenn es dem Gefängnis der Stadt Rom beigelegt wird. Endlich wissen wir zwar, dass gefangene Führer besiegter Völker, wenn sie zum Triumphzuge nach Rom geführt waren, in dem Robur ihr Ende fanden (Cic. Verr. 5, 30; Liv. 26, 13; Dio Cass. 40, 41); aber die grosse Menge der Gefangenen wurde nicht hingerichtet, sondern zu Sklaven gemacht, und bei dem *Parthus*, welcher dem *miles* gegenübergestellt wird, haben wir doch nicht gerade an die Führer zu denken. Aber freilich die Verbindung mit *catenas* spricht für die gewöhnliche Erklärung. Ketten und Kerker passen besser zusammen als Ketten und italische Heereskraft; der Ausweg, dass eben diese

Heereskraft die Ketten bringe, wäre wol zu gesucht. Und so muss es denn wol bei der gewöhnlichen Erklärung sein Bewenden haben, wenn nicht in *catenas* trotz der Uebereinstimmung der Handschriften ein Fehler steckt. Sehen wir uns den ganzen Gedanken der beiden Strophen, von welchem die angeführten Worte ein Glied bilden, noch einmal näher an. „Niemand weiss, wo Gefahr seiner wartet. — Unverhofft rafft der Tod den Menschen hin." Diese beiden Sätze sind der Anfang und der Schluss der Gedankenreihe; das Bindeglied bilden die Beispiele des Schiffers, der das stürmische Meer fürchtet, sonst aber sich sicher glaubt, und des Kriegers, der die Gefahren der Schlacht fürchtet; der letzte Gedanke ist wieder zwiefach getheilt: der römische Krieger fürchtet den Pfeil des flüchtigen Parthers, der Parther Ketten und Tod im römischen Kerker.

Möchten wir nicht erwarten, dass auch in dem letzten Gliede die Gefahr, welche unmittelbar auf dem Schlachtfelde dem Leben des Kriegers droht, oder vielmehr das, was ihm Gefahr bringt, bezeichnet würde? Jedenfalls hätten wir dann eine strenger durchgeführte Symmetrie der Gedanken, während jetzt in den beiden ersten Beispielen das Gefahrbringende, in dem letzten der gefürchtete Ausgang als Gegenstand der Furcht erscheint. Ich gebe zu, dass dies an sich kein vollgültiger Grund zu einer Aenderung sein würde; aber im Zusammenhange mit den oben ausgeführten Bedenken gegen die gewöhnliche Erklärung gewinnt er doch einige Bedeutung, und so wage ich zu vermuthen, dass *catejas* zu lesen sei. Das selten vorkommende Wort bedeutet eine Art Wurfspiess oder Wurfkeule, jedenfalls eine schwere Angriffswaffe. Das Wort und also wol auch die Sache soll celtischen oder germanischen Ursprungs sein, und darauf deutet auch Vergil hin (Aen. 7, 741): *Teutonico ritu soliti torquere catejas;* aber er giebt die Waffe italischen Stämmen, und Silius Ital. 3, 277 lässt sie von einem libyschen Stamme führen. Gellius 10, 25, 2 erwähnt sie unter einer Reihe von selteneren Waffennamen, ohne jedoch, wie bei einigen andern, eine Erklärung für nöthig zu halten. Es wird daher kein Bedenken haben, das Wort, das offenbar in der augusteischen Zeit in die Dichtersprache aufgenommen ist, auch bei Horaz einzuführen und auf italische Truppen zu beziehen, falls wir nicht an germanische oder celtische Hülfsvölker denken wollen. Dass nun *catejas* dem *sagittas* eben so angemessen gegenübersteht, wie *Italum robur* dem *celerem fugam Parthi* braucht wol kaum erwähnt zu werden.

Carm. II, 14.

Das kurze Gedicht gehört zu den ansprechendsten und, wie man glauben möchte, klarsten der Odensammlung.

„Flüchtig verinnen die Jahre; nicht Frömmigkeit, nicht Opfer wehren dem unerbittlichen Tode, der alle, reich und arm, dahin rafft. — Vergebens suchen wir uns jeder Lebensgefahr zu entziehen: wir müssen die Schrecken der Unterwelt sehen, müssen die Erde mit ihren Freuden verlassen, und ein lachender Erbe wird, was wir kostbares hegten, vergenden."

Dies der Inhalt des Gedichtes, eine Klage über die Vergänglichkeit des Lebens und seiner Güter, aber keine allzudüstre, ein Ausdruck der Resignation, aber nicht der verzweifelten, sondern jener ruhigen, die, wenn sie auch keinen besseren Trost hat, doch sich zu finden weiss, weil es einmal nicht anders ist, und die herbe Nothwendigkeit mit einer gewissen

heitern Gelassenheit behandelt. Eine Aufforderung zum Lebensgenusse, wie Orelli meint, ist in dem Gedichte nicht enthalten, ebensowenig ein Tadel gegen den Postumus, an den es gerichtet ist, als ob er aus Kargheit sich die Freuden des Lebens versage; vielmehr weisen v. 21 und 22, wie Lehrs mit Recht bemerkt, darauf hin, dass er diese Freuden in verständiger Weise geniesse.

Aber die letzte Strophe enthält, wie Lehrs meint, jenen Vorwurf, und eben das ist ihm — neben dem übertriebenen Ausdruck: *centum servata clavibus* und *mero pontificum potiore cenis* — ein Grund diese Strophe zu verwerfen.

Jene Meinung nun stützt sich darauf, dass der Erbe *dignior* genannt wird, und wenn die Herausgeber dies richtig erklären: „weil er klüger ist“ (Nauck) oder „quoniam iis fruetur, cum tu parcas ut sacris“ (Orelli), so hat Lehrs mit seiner Folgerung sicherlich Recht; denn was Orelli zur Abwehr dieser Meinung bemerkt, es sei hier nur ein locus communis, poeticis coloribus egregie exornatus, wird schwerlich für eine Beseitigung des Anstosses gelten können.

Mit Recht sagt Lehrs diesen Erklärungen gegenüber weiter: „Schwerlich hätte Horaz den Erben gerade *dignior* genannt, um ihn gleich darauf in einer Wirtschaft zu schildern, die doch nicht *digna*, auch im Horazischen Sinne nicht *digna* ist.“ Denn von einem übermüthig vergeudenden Erben ist ja ganz sichtlich die Rede. Aber ist es durchaus nothwendig, das *dignior* ernsthaft zu nehmen? kann es nicht ironische Bedeutung haben? und stimmt nicht zu dieser Ironie auch die von Lehrs getadelte Uebertreibung des Ausdruckes?

Wäre aber diese Erklärung unzulässig, so würde ich lieber eine Aenderung vorschlagen, ehe ich die Strophe ganz preisgäbe; denn ihr Hauptgedanke enthält eine passende Fortsetzung der 5ten Strophe und einen angemessenen Abschluss des ganzen Gedichtes. „Nichts von dem, was dir Freude bereitet, kannst du in die Unterwelt mitnehmen, und was du kostbares auf Erden zurücklässt, das wird dein Erbe vergeuden.“ Damit ist die Nichtigkeit aller dieser Güter auf das schärfste gezeichnet und doch durch den Ausdruck des Gedankens mit einem gewissen Humor. Ich würde also vorschlagen *dignior* in *dignius* zu verändern: „Der Erbe wird den Cäcuber verprassen, der in würdigerer Weise (d. h. besser) mit hundert Schlössern verwahrt ist und verwahrt würde,“ natürlich nicht, um für alle Zeiten unbenutzt zu liegen, sondern um als eine kostbare Spende für hohe Feste aufbewahrt zu bleiben.

Aehnliche Verbindungen finden sich Carm. III, 3. 49: *aurum irrepertum et sic melius situm, cum terra celat**), und Sat. I, 7. 20: *Rupili et Persi par pugnat, uti non compositus melius cum Bitho Bacchius.* Der Ausdruck *dignius* aber würde sich daraus erklären, dass dem Dichter die Prasserei des Erben als eine Unwürdigkeit erscheint. —

Auch die 5te Strophe verwirft Lehrs; wenigstens müsste sie der 6ten folgen; „denn nachdem wir bereits so gründlich in der Unterwelt verweilt, ist es anstössig, noch einmal uns ins Leben zurückgeführt zu sehen;“ dazu komme aber „der krassmythologische Ton, der zu dem sanfteren Tone der echten Strophen nicht passe und um so auffallender sei, da wir das Mythologische, bescheiden angebracht, schon in der 2ten und 3ten Strophe haben, ja mit der *compescens unda omnibus enaviganda* eigentlich schon dasselbe wie mit dem *visendus Cocytus.*“

*) Lehrs erklärt freilich auch diese Stelle, wie den ganzen Schluss des Gedichtes von v. 45 an für unecht, doch nach meiner Ueberzeugung mit Unrecht.

Um mit dem letzten Punkte zu beginnen, so schildern die 2te und 3te Strophe die Macht des Pluto, der alle, auch die stärksten Erdensöhne *(ter amplum Geryonen Tityonque)* bezwingt und in seinem Reiche gefangen hält; die 5te Strophe aber schildert die Schrecken der Unterwelt in dem schwarzen, schleichenden Cocytus, in den Strafen der Danaiden und des Sisyphus. Von einer blossen Wiederholung kann also nicht die Rede sein, und aus dem verschiedenen Zwecke der Strophen erklärt sich auch der verschiedene Ton.

Die Reihenfolge der Strophen aber ist nicht anstössiger als der Gedanke: „du musst einst ins Grab wandern und deine Schätze und die Freuden der Erde dahinten lassen;" die poetische Ausführung dieses einfachen Gedankens ändert nichts an dem Verhältnis seiner beiden Glieder. Der Dichter hatte aber auch einen guten Grund diese Folge der Gedanken zu wählen. Das Gedicht zerfällt in 2 Haupttheile, Str. 1—3 und Str. 4—7, beide mit demselben Grundgedanken. Der erste Theil spricht den Gedanken allgemein aus und begründet ihn durch Hinweisung auf das gemeinsame Schicksal aller Menschen. Der zweite führt diesen Gedanken nach zwei Seiten aus, indem er die Schrecken der Unterwelt (Str. 5) und den gänzlichen Verlust der Erdengüter schildert (Str. 6. 7). Das Bindeglied bildet die 4te Str., welche die vergeblichen Bemühungen der Menschen, durch vorsichtige Vermeidung jeder Gefahr sich dem Tode zu entziehen, im Einzelnen ausführt, so wie in v. 2 und v. 5—9 die Hoffnung, durch Frömmigkeit diesen Zweck zu erreichen, zurückgewiesen war. Der zweite Haupttheil nimmt also die Gedanken des ersten wieder auf, und da ist es natürlich, dass er zunächst an den Schlussgedanken des ersten Theils, die Nothwendigkeit, dem Pluto anheimzufallen, wieder anknüpft.*) Zudem mochten dem Dichter und seinem Freunde die Schrecken der Unterwelt, so energisch sie geschildert werden, doch weniger empfindlich sein als das Aufgeben der irdischen Freuden, und auch aus diesem Grunde der letzte Gedanke an den Schluss gestellt sein. —

---

*) Folgendes Schema würde den Gedankengang darstellen:

A. (v. 1—12.)

I. Alter und Tod kommen unaufhaltsam (1—4).
II. Nicht Frömmigkeit und Opfer wehren seiner Macht (2. 5—9).
III. Denn es ist das gemeinsame Schicksal der Menschen, dem Tode anheimzufallen (9—12).

B. (v. 13—28.)

I. Vergebens meiden wir vorsichtig jede Gefahr (13—16).
II. Wir müssen
 1. die Unterwelt mit ihren Schrecken sehen (17—20);
 2. a. die Erde mit ihren Freuden verlassen (21—24);
  b. und selbst das sorgsam gehegte Gut wird bald vergeudet sein (25—28).